

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 43.

Sonntag, den 30. Oktober 1898.

V. Jahrgang.

Ein schneller Wechsel.

Von M. Hirschfeld.

(Nachdruck verboten.)

Am Sonntag Vormittag von acht bis zehn Uhr wurde bei dem Rechtsanwalt Sommer noch gearbeitet.

Die Thüre des Advokaten öffnete sich und dieser trat in eigner Person heraus, einen Aktenbogen in der Hand.

„Wer hat diesen Wisch geschrieben?“ fragte er den Büreauvorsteher mit grosser Stimme.

Dieser blickte zuerst auf das Geschriebene, dann auf die Reihe der hinter ihm stehenden Schreiber, und mit einem verächtlichen Achselzucken wies er auf eine lange hagere Gestalt.

„Leonhard!“ sagte er in einem Tone, als wolle er um Entschuldigung bitten, daß dieser Mensch im allgemeinen, und in der Schreibertube im besonderen existire.

Der Rechtsanwalt sann ein wenig nach und sagte dann:

„Aha, der! natürlich, immer der! so ein Mensch ist eine Schande für den ganzen Schreiberstand. Ich verlange nicht, daß meine Schreiber besonders gebildete Menschen sein sollen, aber solche haarsträubende Fehler, wie sie hier in dieser Abschrift vorhanden sind, lasse ich mir nicht bieten. Sie scheinen ja nicht die geringste Schulbildung zu haben,“ wandte er sich an Leonhard, der sich sogleich bei der Nennung seines Namens erhoben hatte und nun wirklich wie ein abgelanzelter Schuljunge da stand, obwohl er seine dreißig Jahre zählen mochte. „Von nächstem Ersten sehen Sie sich nach einer anderen Stelle um und wenn ich Ihnen rathen soll, werden Sie Hausknecht,“ schloß er unter dem Gesicher der übrigen Schreiber.

Als das Bureau um zehn Uhr geschlossen wurde, ging Fritz Leonhard heim und stieg die fünf Treppen bis zu seinem Dachstübchen empor. Dort machte er sich über das Frühstück her, welches ihm seine Wirthin, Frau Pelz, hingestellt hatte. Es bestand aus einem Stück Brod und einem winzigen Stücken Wurst.

Als er den ersten Bissen von der Wurstscheibe heruntergeschluckt hatte, klopfte es an die Thüre des Nebenzimmers und Frau Pelz erschien.

„Verzeihen Sie gütigst,“ sagte Leonhard in bescheidenem Tone, „die Wurst hat einen Beigeschmack.“

In der That hatte die Wurst nicht nur einen Beigeschmack, sondern sie wäre auch für jeden civilisirten Menschen ungenießbar gewesen. Die dicke Wirthin schien aber anderer Meinung zu sein. Ihr Gesicht röthete sich vor Zorn, sie stemmte die Arme in die Seiten und rief entrüstet:

„Seht mir doch einmal des Jammergestell von einem Schreiber an! Die Wurst ist ihm nicht genug. Was will er

denn eigentlich für seine paar Pfennige haben! Sie verstehen überhaupt nicht, was schmeckt oder nicht schmeckt, und was ein Beigeschmack ist, davon haben Sie gar keine Ahnung, verstehen Sie wohl?“

Leonhard murmelte, er werde sich wohl geirrt haben, worauf Frau Pelz noch längere Zeit über die Verberbtheit der Einrichtung rebete, daß ein Schreiber überhaupt einen Geschmack habe.

Als sie sich endlich entfernt hatte, legte Leonhard seinem Sonntagsanzug an und ging spazieren. Er schritt zum Thore der Stadt hinaus und gelangte in die Villenkolonie. Es gab dort Villen, welche schon Paläste zu nennen waren, und der Anblick derselben war unentgeltlich, wenn es überhaupt möglich war. Denn viele dieser Villen standen inmitten großer Gärten, von Bäumen und dichtem Laubwerk umgeben.

Vor der Gitterthür, welche den Garten einer Villa umgab, blieb Fritz Leonhard stehen und starrte nach der Veranda hinauf, auf deren Treppe eine junge Dame, Aurelie, die Tochter der Baronin Hochberg stand.

„Es ist schrecklich,“ klagte die Baronesse ihrer Mutter, „daß es dem Pöbel erlaubt ist, so ohne weiteres die Villenstraße zu benutzen und gar noch vor dem Gitter stehen zu bleiben. Da gafft nun wider ein Mensch hierher, dessen bloßer Anblick mir schon unausstehlich ist. Wenn er nicht bald fortgeht, rufe ich den Diener, damit er den Hund auf den Menschen hegt.“

Sie trat in das Haus hinein, und als Leonhard die blendende Schönheit, die er bewundert hatte, nicht mehr erblickte, entfernte er sich seufzend.

Der zur nächsten Villa gehörige Garten war von einer Mauer umschlossen, über welche ein Zweig mit saftigen Kirschen herabhing. Der Schreiber überlegte, ob er die Hand nach dem durststillenden Obst ausstrecken sollte. Sein Blick fiel auf ein kleines Schild, das unter dem Glockenzuge angebracht war.

„Leonhard,“ las er darauf. Nun konnte er sich also einbilden, daß der Garten ihm gehöre, und rasch bog er den Ast mit den Kirschen herunter und begann zu essen.

Eine nervige Faust, die ihn am Kragen packte, störte ihn in diesem Vergnügen. Es war ein Gendarm, der sich dringend die Adresse des Kirschräubers ausbat, und Fritz Leonhard, zu schüchtern um zu lügen, nannte seinen Namen und seine Wohnung.

Es war heute ein trüber Tag für ihn gewesen. Ihm stand der Verlust seiner Stellung und die Bestrafung wegen Kirschendiebstahls bevor, und dennoch war der Schreiber nicht gar zu sehr niedergeschlagen, oder vielmehr, er war so niedergeschlagen wie immer. Das Leben hatte ihm bisher nur Entbehrungen geboten, er war stets von allen Seiten gehudelt worden, und er erwartete auch nichts Besseres.

Im übrigen stand er allein, und wußte, daß er sich schon irgendwie durchschlagen werde.

Als Leonhard den folgenden Morgen das Bureau betrat, ließ der Rechtsanwalt ihn sogleich in sein Cabinet rufen.

„Aha, er will mich sofort wegschicken,“ dachte der Schreiber. „Sie heißen?“

„Fritz Leonhard,“ lautete die Antwort, ohne daß der Gefragte sich über diese Frage wunderte. Dazu war er zu abgestumpft.

„Wie alt sind Sie? Wo und wann sind Sie geboren? Wie hieß Ihr Vater u. s. w.?“

Nach jeder Antwort, welche der Schreiber gab, erhellte sich das Gesicht des Rechtsanwaltes mehr und mehr. Nach der zweiten Frage zwang er ihn, sich ihm gegenüber zu setzen. Nach der letzten umarmte er ihn.

Leonhard sprang entsetzt auf, da er glaubte, sein Prinzipal wäre wahnsinnig geworden, aber dieser brückte ihn auf den Stuhl nieder und sagte:

„Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren sitzen zu bleiben und anzuhören, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Ihr Onkel, der Rentier Leonhard, ist plötzlich gestorben und hat kein Testament hinterlassen. Infolge dessen sind Sie Universalerbe, d. h. Besitzer einer Villa und von zwei Millionen bar. Ist Ihnen das recht?“

„Jawohl, jawohl!“ erwiderte Leonhard betäubt.

„Der Verbliebene hat noch kurz vor seinem Tode erwähnt, welche Legate er machen wolle, so z. B. hunderttausend Mark für den Verein zur Erforschung des Nordpols.“ Sie werden die Kleinigkeit doch aus Pietät bezahlen?“

„Jawohl, jawohl!“

Drei Tage später gab der frühere Schreiber und jetzige Rentier Leonhard seinen Freunden und Bekannten, von deren Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hatte, ein großes Diner. Er selbst saß auf dem Ehrensitz an der Spitze der Tafel zwischen seinem ehemaligen Prinzipal, dem Rechtsanwalt Sommer und der Baronesse Aurelie von Hochberg.

Nach dem ersten Gang erhob sich der Rechtsanwalt und brachte einen Toast auf den Gastgeber aus, indem er ihn als eine „Leuchte der Wissenschaft“ (er hatte dem Nordpolverein hunderttausend Mark vermacht) feierte und ihn wiederholt „unser gelehrter Freund“ nannte.

Aber diese Rede schmeichelte dem neuen Millionär nicht so sehr, als die Ausrufungen der Baronesse Aurelie, welche ihrem Nachbar auf der anderen Seite, jedoch so laut, daß Fritz es hören konnte, zuflüsterte: „Dieser Herr Leonhard ist wirklich ein bewundernswerther Mann. Wie interessant er nur aussieht! Er ist der liebenswürdigste Gesellschafter, den ich je gekannt habe.“

Dabei hatte er ihre Fragen bisher nur mit ja oder nein beantwortet.

Jedoch nicht nur im Salon, sondern auch in der Küche war man nur des Lobes voll über den neuen Herrn. Eine besonders geachtete Stellung in der Küche nahm Frau Pelz ein, die frühere Wirthin Leonhards, welche jetzt zur Wirthschafterin avanciert war. Sie brüstete sich beständig damit, daß sie Herrn Leonhard „von früher her“ kenne, pries seinen vorzüglichen Geschmack und überschüttete die servierenden Diener mit ängstlichen Fragen, wie dem Herrn der Lachs oder die Rebhühner gemundet hätten.

Einige Tage später hatte Fritz Leonhard bereits vergessen, daß er einst ein armer Schreiber gewesen sei. Er saß vor seinem kostbaren Schreibtisch und ließ sich von seinem Verwalter Vortrag halten, wie irgend ein großer Herr.

„Da hat auch ein Genbarm,“ schloß der Verwalter seinen Bericht, „einen Menschen ertappt, der an einem unserer Kirschbäume Kirschen gestohlen hat. Soll der Dieb verfolgt werden?“

„Unbedingt!“ erwiderte Leonhard.

Er hatte keine Ahnung, daß er damit den Auftrag zu seiner eigenen Verfolgung gegeben hatte.



Zur Geschichte des Ringes.

Von R. M. von Mersch.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine ebenso alte wie allgemein verbreitete Sitte, mit Armreif und Ringen die Hand zu schmücken. Nirgendwo sonst kommen denn auch Gold und Geschmeide besser zur Geltung als hier. Durch die nur selten unterbrochenen Bewegungen der Finger erstrahlen alle hellen, durchsichtigen Edelsteine in stets wechselndem Lichte, im Ring gefaßt kommt namentlich das Feuer reiner Brillanten erst zu seiner vollen Geltung, doch auch Rubinen, Saphire und Smaragden sind hier mit ihren rothen, blauen und grünen Leuchten erst so recht in ihrem Element.

Geschickt gewählte Ringe — man muß sie nach Fassung, Form, Farbe des Goldes und Werth der Steine gut zusammen zu stellen wissen, vermögen den Eindruck der Hand in ganz hervorragender Weise zu heben. Leichte graziöse Ringe lassen einen zierlichen Finger noch zierlicher erscheinen, nicht allzuschwere Ringe an einer kompakt geformten Frauenhand verleihen ihr eine charakteristische Festigkeit und nehmen ihr dabei doch ein unschönes Aussehen.

Altägyptische Schriftsteller, welche gelegentlich auch die Toilettengeheimnisse der vornehmen Römerinnen ausplaudern, erzählen uns, daß in der ewigen Stadt schon in den ersten Jahrzehnten unserer christlichen Zeitrechnung Modedamen ihre Hände recht zierlich zu schmücken verstanden, daß sie im Sommer leichtere, im Winter schwerere Ringe trugen. So wußte man schon vor 2000 Jahren den Werth solchen Schmuckes zu schätzen und Ausgrabungen aus weit älteren Culturperioden bekunden, wie der Schmuck der Hände stets dort eine Rolle gespielt hat, wo der Sinn für Schönheit sich zu regen begann.

Zahlreich sind die Stellen, in der die Bibel der Ringe erwähnt. Platon erzählt von Opaes, dem ersten Könige von Lybien, der 686—654 v. Chr. regierte, daß er einen Ring besaß, der ihn unsichtbar gemacht habe, wenn er ihn mit dem Steine nach innen trug. Die Zauberringe, wie wir sie von Grimms Märchendichtungen aus unserer Kinderzeit her kennen, spielen schon lange vor unserer Zeitrechnung eine Rolle in den Fabeln der Sagen Erzähler. — In dem indischen Drama „Sakuntala“ dreht sich die Handlung um einen Ring, den die jugendliche Gemahlin des Königs Dushjante von ihrem Gatten erhält und der nach vielfacher Wirrnitz zum Wiedererkennungszichen wird. — Die wunderkräftigen Ringe der Aegyptier, auf denen das Scarabäuszeichen eingegraben sich zeigte, sind bekannt, mit Smaragden gezielte Ringe vertraten bei Arabern und Persern die Stelle von Reisepässen und bei orientalischen Völkern galt ehemals der Ring als Zeichen fürstlicher Abstammung, im Griechenlande war nur dem Freien gestattet, diesen Schmuck zu tragen, und unter den ersten römischen Kaisern bildete das Tragen von Ringen noch ein Vorrecht des Ritterstandes, erst unter Justinian räumte man allen Freien und Freigelassenen das Recht ein, dies Schmuckstück, jedoch nur in Gestalt eines glatten Goldreifs, zu tragen. Deutsche Herrscher verließen als Auszeichnung gleich unseren Orden Ringe, und Theile von solchen vertraten lange Zeit die Stelle des Geldes. In Venedig warf zur Zeit der Blüthe der Republik alljährlich der Doge am Himmelfahrtstage einen Ring ins Meer damit die Verbindung des Handelsstaats mit den Fluthen, die seine Schiffe trugen, symbolisch erneuernd. Und da wir mit dieser Cerimonie einmal an Italien uns erinnern, so hier

Unsere geachteten Leserinnen werden höflichst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungslectüre dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einsendungen von Waaren wolle man sich gültig ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!



sei auch auch des Fischerrings erwähnt, den die Päpste als Zeichen ihrer Verbindung mit der Kirche tragen. Petrus in einem Kahn sitzend, den Himmelschlüssel in der Hand haltend, ist auf diesem Ringe dargestellt; seinen Namen führt er daher, daß Petrus Fischer war, ehe er zu seinem Apostelamte berufen wurde.

Daß die Ringe, welche alle Cardinäle und Bischöfe als Zeichen ihrer Würde tragen, Nachbildungen des Fischerringes seien, ist ein Irrthum, diese Ringe sind einfache Goldreifen mit Saphiren geschmückt.

Der Brauch der auswählten Braut als Andenken der Liebe den Verlobungsring zu geben und am Altar durch des Priesters Hand den Trauring, als Zeichen ihres Bundes, zu wechseln, ist eine alte, allgemein verbreitete Sitte, die dem an sich schönen Schmuckstück noch überdies eine tiefe sinnige Bedeutung beigelegt hat.

Daß der Ring als Symbol des Ewigen und Endlosen ein schönes Zeichen für Ehe und Verlöbniß sei, bedarf kaum noch eines Wortes der Erwähnung, aber die Stelle der Schrift, auf welche sich die kirchliche Annahme der Sitte gründet, ist nicht eben recht geeignet, auf eine gute, sittliche Verbindung zwischen Mann und Weib hinzuweisen. Wir wollen darum auch den Anlaß, aus welchem dort die mehr als kluge Epatochter von dem Manne den Ring erhält, nicht des Näheren beleuchten, man findet ihn im 1. Buche Moses 38 erzählt.

Unserer modernen und, wie man sagt, realistischen, an Idealen armen Zeit, blieb es vorbehalten, schon bei der Verlobung die Trauringe zu tauschen und so zwei für sich schöne Bräute praktisch in Frömmigkeit zu verschmelzen. Vielleicht wird in absehbarer Zeit den ganz Modernen, welche auch ohne kirchliche Trauung auszukommen meinen, selbst der Trauring als ein entbehrliches Attribut ihres gesellschaftlichen Zusammenlebens erscheinen.

Dennoch wird es zu allen Zeiten und namentlich in deutschen Landen Bräute geben, die für die sinnige Bedeutung des Liebes sich Verständniß bewahren:

„Da Ring an meinem Finger,
Du goldnes Ringelein,
Ich brüd' dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.“

Und wie viele tiefgedachte und tiefempfundene Betrachtungen knüpfen sich nicht gerade an dieses Schmuckstück. Wer hätte nicht hier an das Lessing'sche Gleichniß von den drei Ringen in deren Bild Nathan die drei einander bekämpfenden Glaubensbekenntnisse darstellt, welche tiefe Auffassung spricht sich nicht im Ausklang des volkstümlichen Liebes aus:

„In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad —
Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen:
Mein Ringelein sprang entzwei.“

Den, der zu ermessen weiß, wie hohe Bedeutung gerade solch symbolisches Schmuckstück für den Besitzer haben kann, wird es nicht überraschen, wenn in Schiller's Dichtung „Der Tyrann von Samos“ auf seines königlichen Gastfreundes Mahnung:

„Und was von allen Deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergöhen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer.“

die Antwort hat:

„Von allem, was die Insel heget
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.“

Von zahlreichen Liedern besungen, fand einst das Goldschmieds-Handwerk als rechtes echtes Kunsthandwerk hoch in Blüte und Ansehen. Heute ist dies Handwerk längst nicht mehr das, was es früher war. Die Fabrikthätigkeit, der Maschinen-

betrieb, hat sich, wie fast aller Erzeugung, so auch der Herstellung von Schmuck und Geschmeide aller Art bemächtigt und die Werkstätten, wo wirklich selbstschöpferische Kunst ein Heim hat, sind selten, recht selten geworden. Wir haben wohl in Deutschland zu Pforzheim, Düsseldorf, Hanau und Schwäbisch-Gmünd noch Goldschmiedschulen, aber für ihre Bedürfnisse und Wünsche des Einzelnen wird dort nicht gearbeitet, die letzte Stelle, wohin sich in Deutschland die Kunst der Jamniger und Bezold geflüchtet hat, ist schließlich die Werkstätte großer Juweliere in Berlin, Frankfurt, München, Dresden, Köln.

In mittleren und kleinen Städten findet der Suchende nichts dergleichen mehr, hier ist der „Juwelier“ oft genug zugleich auch Uhrenhändler, nichts mehr denn ein Kaufmann, der in seinem Laden Fabrikwaare von zumeist recht zweifelhafter Schönheit billig und schlecht, nach Gelegenheit wohl auch theuer und schlecht feilbietet. Zwar werden hier auch kleine Reparaturen übernommen und „alte Goldsachen“ nach primitiver Abschätzung angekauft, aber nach individuellen Wünschen des Einzelnen geschmackvoll componiren, das verstehen derartige moderne Goldschmiede nicht, ja, sie besitzen dazu nicht einmal das nöthige Material an Steinen und sollten sie solche kaufen, so würden sie am Ende auch dies nicht einmal mit dem rechten Verständniß bewirken können.

So bleiben also zum Einkauf von wirklich Schöner und Eigenartigem nur noch die großstädtischen Etablissements übrig, hier wird auch der Anspruchsvolle neben einem Groß von Drogenwaare manch schönes Schmuckstück finden, das aus den Händen von Kunsthandwerkern hervorgegangen ist, die auf Wachsfolien nach vielfachem Probiren und eingehendem Studium die günstigste Zusammenstellung verschiedener Steine prüfen und mit Verständniß die Wirkung des Ensembles zu beurtheilen im Stande sind. Nur in solchen Geschäften wird ein Auftrag wirklich tüchtig ausgeführt, ein kunstverständiger Rath für Neufassung von Steinen erteilt werden können.



Symbolik der Edelsteine.

Von R. F.

(Nachdruck verboten.)

Unter mehreren Völkern existirt der poetische Aberglaube, daß jeder Monat im Jahre dem Einflusse eines kostbaren Steines, und jede Person dem Einflusse des Monats, in welchem sie geboren, unterworfen sei. So ist die Sitte entstanden, daß sich Freunde, Verwandte und besonders Verlobte gegenseitig an Geburtstagen mit dergleichen bedeutsamen Steinen zu beschenken pflegen, und man sagt, daß die Wünsche welche das Geschenk begleiten, dann das Orakel eines solchen Talismans um so eher in Erfüllung gehen läßt. Die Bedeutung der einzelnen Steine ist folgende:

1. Januar: der Granat oder Hyazinth, bedeutet feste und unter allen Umständen des Lebens unverlegliche Redlichkeit und Treue.
2. Februar: der Amethyst, schützt vor heftigen Leidenschaften und bewahrt die Ruhe des Herzens.
3. der Blutjaspis, ist Emblem des Muthes in Gefahr und der Ausdauer in schwierigen Unternehmungen.
4. der Diamant oder der Saphir, waltet auf Unschuld und Reinheit der Seele oder auf Neue nach einem begangenen Fehltritt.
5. Mai: der Smaragd, bezeichnet glückliche Liebe.
6. Juni: der Achat, verspricht eine unverlegbare Gesundheit.
7. Juli: der Carneol, ist das Symbol glücklicher Ver-

Bitte zu lesen!



Angereicher, antikes Organ der Stadt Wiesbaden in ihren Fremden- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erwählen suchen.

Bei Bestellungen und Einsendungen von Waaren wolle man sich gültig ebenfalls auf die betr. Anzeigen des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

geffenheit von Schmerzen, die uns von geliebten Personen begleitet worden sind.

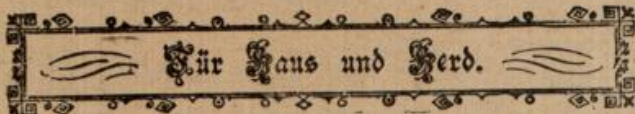
8. August: der Carboniz, verkündigt ein dauerhaftes Glück.

9. September: der Chersolith, schützt gegen thörichte Handlungen und unüberlegte Schritte.

10. Oktober: der Opal, ist das Bild einer Seele, die im Unglück nicht verzagt.

11. November: der Topas, ist das Symbol beständiger Freundschaft.

12. Dezember: der Türkis oder Malachit, verspricht die Erfüllung der theuersten Hoffnungen!



Thee aus Hagebuttenkernen. Die aus den Hagebutten gesammelten und gut getrockneten Kerne geben einen äußerst wohlschmeckenden Thee. Eine Hand voll dieser Kerne giebt man mit 1½ Liter Wasser und etwas gebrochenem Zimmt zum Feuer und kocht sie eine halbe Stunde. Der Abguss hat ein fein röthliches Aussehen, das Aroma von Vanille und einen sehr gewürzhafteu Geschmack.

Wein aufzubewahren. Traubenwein muß liegend aufbewahrt werden: durch die Poren des Korles findet sonst eine Verührung mit der Luft statt. Hierbei verdunsten edle, flüchtige Bestandtheile, andere gehen chemische Verbindungen ein. Die Erfahrung lehrt, daß bei langem Aufrechtstehen auch der beste Wein leidet und sahnig, herb, säuerlich und stichig wird. Auch für Obstwein ist zu liegendem Aufbewahren zu rathen.

Briefkasten.

Amalie R. „Lieber Briefkastenontel! Kannst Du mir nicht Näheres über die Fächersprache sagen? Wie ist die? Und wo spricht man die? — Wir, in Deutschland, kennen die Fächersprache eigentlich nicht, abgesehen von der oft sehr witzigen und poetischen Sprache, welche die Autographenfächer sprechen. Das Land, wo die Fächersprache wirklich gesprochen wird, ist Spanien. Da bedeutet der geschlossene Fächer an der Schnur am rechten Arm: „Ich suche einen Mann“, am linken Arm getragen: „Ich bin verlobt“, in der Tasche: „Ich danke für Liebe“. Mit dem Fächer leicht in die flache Hand schlagen, heißt: „Ich weiß nicht, ob Du der Rechte bist“, den Fächer an die Lippen führen: „Ich zweifle an Deiner Aufrichtigkeit“. Mit dem Fächer das Haar an der Stirn zurechtstreichen bedeutet: „Ich denke an Dich“, die Malerei des Fächers beschauen: „Du gefällst mir“. Das nachlässige Fächeln ist ein Zeichen von Gleichgültigkeit; das langsame Schließen des Fächers gilt gleich einem Jawort, das rasche Hin- und Herfahren mit dem Fächer ist ein Zeichen leidenschaftlicher Liebe. Das Gesicht mit dem Fächer bedecken bedeutet: „Nimm Dich vor meinem Elteln in Acht“, den Fächer aufs Herz legen: „Ich liebe und leide“, dem Geliebten den Fächer reichen: „Es steht Schlimmes bevor“, die Stäbe des Fächers zählen: „Ich möchte Dich sprechen“, sich mit dem Fächer am Fenster zeigen: „Ich gehe heute nicht aus“, endlich den Fächer fallen lassen: „Ich gehöre Dir ganz an“. So, da haben Sie die ganze Fächersprache der Spanier. Ob Sie übrigens überall damit verstanden werden, ist recht fraglich. Wolapük dürfte denn doch vielleicht noch immer zahlreicher vertreten sein, als diese Fächersprache. Aber immerhin können Sie ja einmal nach Spanien reisen und den Versuch machen.“

R. S. Die Welt wird immer schlechter! So klagen Sie; aber bitte vergessen Sie nicht die Worte des Dichters:

„Die Welt ist dumm, die Welt ist blind!

Wir rufen oft, vermessen;

Doch, daß die Welt wir selber sind,

Wird leider oft vergessen!“

Junge Hausfrau in R. Wollen Sie hören, was einst eine weise Frau über die Behandlung der Diensthöten äußerte: „Das Erste, was eine Frau in ihrem Hause zu regieren hat, sind ihre Mägde. Die Herzen unserer Dienerinnen werden nicht zugleich mit ihrer Person gewonnen, sondern jene muß sich eine verständige Herrschaft durch ihr Betragen zu eigen machen, und dies geschieht, indem man ihnen nicht mehr zumuthet, als recht ist, denn es sind Menschen wie wir. Oft ist Nachsicht und Verzeihung die vernünftigste Maßregel, die eine Frau treffen kann, um Schaden zu verhüten und sich ihr Ansehen, auf das im Hauswesen so viel ankommt, zu erhalten. Erinnere Dich der Saiten auf einem Instrumente: Spannt man sie zu wenig, so geben sie keinen Ton von sich, spannt man sie zu viel, so springen sie: „Gerade so verhält es sich mit einer Frau und ihren Diensthöten.“ Diese weisen Worte schrieb freilich eine Frau, die vor zwei Jahrtausenden lebte, nämlich die griechische Philosophin Theano.

R. S. d. a. Geduld, Vernunft und Haftergrühe — die sind zu allen Dingen nütze! Merken Sie sich dies weise Sprüchlein.



Zahlenräthsel.

- 1 4 2 7 war ein Tyrann.
2 6 man in Asien finden kann.
3 2 1 ist klein, hebt doch Manchen empor.
4 6 4 7 packen die Rüden am Ohr.
5 2 2 7 ein ddes Stüd Vand.
6 4 7 1 als Schweizer Stadt bekannt.
4 7 6 4 weint oft mit lachendem Sinn.
7 2 5 war Weltbeherrscherin.
Die Anfangszeichen der Wörter besagen:
Was uns beherrscht in diesen Tagen.
Wir müssen in feing Laune uns finden,
Bis er im Flug der Zeit wird schwinden.

Scherzräthsel.

Reicht werdet ihr rathen, was es ist:
Es dient der geduldig wartenden Eist.
Es reicht hinab, es reicht hinaus,
Im Ganzen steht es gar harmlos aus.
Und was es bietet, ist lochend zu schau,
Doch dem, was drin steckt, ist nicht zu traun.
Das Leben an dem einen Ende
Wünscht, daß es Leben am andern fände.

Verändert man der Zeichen Stand,
Dann ist es aller Welt bekannt.
Es hat's bei uns so mancher Tropf
Bekanntlich gar in seinem Kopf.
Es drängt sich, will es von Nutzen sein,
Gar gern in fremde Sachen ein.
Es wird ja freilich viel geschlagen,
Doch wirds auch auf den Händen getragen.

Anagramm.

Die nachstehenden Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Umstellen der Buchstaben zu sinngemäßen Wörtern bilden lassen.

Sadnisdodisoniwo
Idecrudrimurtruzhartwihesirons
Ideibomedritmurharevorn
Sadnisdediernran

Auflösungen der Räthsel aus voriger Nummer.

Lösung der Skatenaufgabe: Kartenvertheilung: B. a, dB, dD; a9, 8, 7; bD, 9, 8, 7. R. aA, 10, K; bA, 10, K; cA, 10, K, 7. S. b, cB, dK, 9, 8, 7; aD, 9, 8. Skat: dA, 10. Spiel: 1. S. b7, bA, dK. 2. S. c8, dD, c7. 3. S. bD, bK, d7. 4. S. cD, dB, cK. 5. S. b9, b10, d8. 6. S. c9, aB, c10. 7. S. b8, aK, aD. H nimmt alle anderen Stiche, so daß der Spieler schwarz bleibt. Wenn V und H bD und cD vertauschen, gewinnt M das Spiel.

Lösung des Buchstabenräthsel: Mond, Morb.

Lösung des Quadraträthsel: Kalb, Aoe, Lok, Wein.

Richtige Lösungen sandten ein: Georg Heil, Müdesheim, D. Steiger, Mainz, D. Weber, Heint. D. Dewald, Wiesbaden.